

Heidenreich, Felix

**Book Review — Published Version**

## [Rezension] Wiederkehr der Monstren. Carl Schmitt als Theoretiker der Gegenwart

Politische Vierteljahresschrift

**Provided in Cooperation with:**

Springer Nature

*Suggested Citation:* Heidenreich, Felix (2023) : [Rezension] Wiederkehr der Monstren. Carl Schmitt als Theoretiker der Gegenwart, Politische Vierteljahresschrift, ISSN 1862-2860, Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden, Vol. 64, Iss. 2, pp. 401-405, <https://doi.org/10.1007/s11615-022-00443-1>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/312498>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>



# Wiederkehr der Monstren. Carl Schmitt als Theoretiker der Gegenwart

Felix Heidenreich

Angenommen: 30. November 2022 / Online publiziert: 16. Januar 2023  
© Der/die Autor(en) 2023

**Manow, Philip (2022): *Nehmen, Teilen, Weiden. Carl Schmitts politische Ökonomien*** Konstanz: Konstanz University Press. 188 Seiten. 24,00€  
**Koselleck, Reinhart, und Carl Schmitt (2019): *Der Briefwechsel (Jan Eike Dunkhase, Hrsg.)*** Berlin: Suhrkamp. 459 Seiten. 42,00€

Als die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock nach dem Beginn des russischen Angriffs auf die Ukraine sagte, man sei „in einer anderen Welt aufgewacht“, lag der Gedanke an zwei zentrale Figuren des politischen Denkens nahe: Man war in einer Habermas-Welt eingeschlafen und in einer Carl-Schmitt-Welt aufgewacht. Nicht der zwanglose Zwang des besseren Arguments siegte bei endlosen Verhandlungen in Moskau, sondern die schiere militärische Macht, die gewaltförmige Souveränität war zurückgekehrt. Aus gutem Grund wird daher Putins Einmarsch als ein Angriff auf das Recht schlechthin gedeutet, auf jene internationale Ordnung, die den Krieg als legitimes Mittel verabschiedet hatte. Carl Schmitt wäre, so darf man vermuten, nicht überrascht gewesen. Für ihn war der Universalismus nur eine hinterhältige Form des Imperialismus.

Dass Carl Schmitts Denkwelt vermittelt über russische Schriftsteller und Ideologen wie Iwan Iljin und Alexander Dugin tatsächlich im Kreml präsent ist, fügt sich in dieses Bild. Nicht nur bei Putins Meisterdenkern und den Neuen Rechten in Deutschland steht er hoch im Kurs. Immer noch, so scheint es, ist die politische Theorie nicht fertig mit Carl Schmitt. Im Gegenteil: Die Forschung zu Carl Schmitt scheint kein Ende zu nehmen, auch nicht nach den Arbeiten von Reinhard Mehring, die in mehrfacher Hinsicht Maßstäbe in der Schmitt-Forschung setzen. Zwei neuere

---

✉ Felix Heidenreich

Institut für Sozialwissenschaften, Universität Stuttgart, Stuttgart, Deutschland  
E-Mail: felix.heidenreich@izkt.uni-stuttgart.de

Publikationen bieten die Gelegenheit, die Frage zu stellen, inwiefern Carl Schmitt tatsächlich der Denker der Stunde ist.

Zum einen hat sich nun *Philip Manow*, einer der profiliertesten Politikwissenschaftler im deutschsprachigen Raum, in einer Monografie zu Schmitt geäußert – und eine Deutung vorgelegt, die ganz gegen den Trend in der Schmitt-Diskussion geht. Anders als viele seiner Kollegen deutet er Schmitt nämlich nicht als einen inkohärenten Autor, der mal dieses, mal jenes Thema aufgreift, mal der Unmittelbarkeit, der Entscheidung, dem Antiparlamentarismus und der Gewalt das Wort redet, dann wieder die Formgebung und Verzögerung (Stichwort „katechon“) lobt. Schmitts Werk, so *Manows* erstaunliche These, ist von einem roten Faden durchzogen, der alles zusammenhält – und Schmitt als systematischen Theoretiker der Globalisierung erscheinen lässt. Vom Recht ausgehend über dessen Grundlegung in der Politik bis zur globalisierten und staatsgefährdenden Wirtschaftsordnung der Nachkriegszeit sei Schmitts Staatsdenken in aufeinander aufbauenden Schritten entfaltet worden.

Die vielfältigen Aspekte in *Manows* dichter Analyse lassen sich hier leider nicht alle rekapitulieren. Greifen wir also paradigmatisch einen Punkt heraus, an dem sich veranschaulichen lässt, wie *Manow* in seiner erhellenden und stilistisch brillant geschriebenen Deutung vorgeht.

Zu den Standardlesarten Schmitts gehört das Bild vom Katholiken, der bemüht ist, noch einmal so etwas wie eine theologische Fundierung der Politik zu leisten. Genau das meint man in der Regel mit dem Begriff der politischen Theologie. Der Staat wäre dann der „katechon“, der Aufhalter, der sich der Schwerkraft des Ordnungsschwundes entgegenstellt. *Manow* zeigt nun, dass sich Schmitt in seiner politischen Theologie aber vor allem gegen Weber und dessen Verwendung des protestantischen Begriffs des Charismas wendet. Schmitt, so *Manow*, zielt eigentlich gegen eine Gegenüberstellung von „Ursprünglichem“ und bloß Formalem, von „Geist“ und Recht, von Dynamik und Form, die in der protestantischen Deutung der christlichen Urkirche entwickelt wurde. Diese fatale Leitunterscheidung sei selbst noch bei Habermas am Werk, wo die unverstellte Kommunikation in ursprünglichen Lebenswelten von abstrakten „Systemen“ bedroht wird. Der Katholik Schmitt jedoch, so *Manow*, habe klar gesehen, dass gerade die Formgebung und Verrechtlichung keine bloße Schwundstufe oder Verfallsform des Ursprünglichen darstellen.

Schmitt vertritt demnach gar nicht selbst eine politische Theologie, sondern dekonstruiert nur Webers Verwendung protestantischer Säkularisate. Was diese nämlich hervorbringt, ist bloß ein verkitschter Moralismus, eine Rhetorik der Eigentlichkeit, eine politische Naivität, eine Feindschaft gegenüber der äußeren Form. Man sieht daran, dass es *Manow* darum geht, unser Bild von Carl Schmitt nicht nur zu ergänzen, sondern gewissermaßen vom Kopf auf die Füße zu stellen.

Aber es stellt sich die Frage, ob und inwiefern die hermeneutisch natürlich völlig legitime Unterstellung einer Vollkommenheit des Werkes („Vorgriff der Vollkommenheit“ hätte es Gadamer wohl genannt) bei Schmitt trägt. Ist Schmitt wirklich systematisch zu entschlüsseln? Oder ist er eben doch ein recht wirrer Eklektiker, der immer wieder starke Intuitionen hat, sich dann aber in haltlose Übertreibungen und abstruse Schlussfolgerungen verliert?

Schmitts Texte schillern – und um diesen Effekt zu verstehen, ist es hilfreich, zunächst diese schillernde Oberfläche mit der Lupe zu betrachten. Auffällig ist beispielsweise, dass konstative und performative Aussagen ständig verschraubt werden: Nie weiß man, ob Schmitt etwas beobachtet oder für etwas wirbt, ob er etwas nur feststellt oder selbst affirmiert. Sind die Analogien zwischen theologischen und staatsrechtlichen Begriffen (Wunder/Ausnahme, Trinität/Gewaltenteilung, Gott/Souverän) denn nun unvermeidbar, zu überwinden, problematisch oder gerade zu begrüßen? Ist „politische Theologie“ eine Reflexionsform oder selbst ein Plädoyer, eine Beobachtung zweiter Ordnung oder ein Programmtitel? Die Behauptung, dass Schmitt hier, wie *Manow* schreibt, vor allem dekonstruiert, droht das Rätsel nur zu einer Seite hin aufzulösen.

Ein zweites Element besteht in den suggestiven Übertreibungen, den formelhaften Zuspitzungen Schmitts. Der Staat der Neuzeit werde von der globalisierten Ökonomie geschlachtet wie ein Wal, ausgeweidet wie ein Leviathan. Soll das eine irgendwie empirische Aussage über moderne Staatlichkeit nach 1945 sein? Auf wen genau trifft sie zu? Wie ließe sie sich empirisch überprüfen? Um solche Fragen braucht sich Schmitt, der wie Ernst Jünger in Äonen denkt, nicht zu kümmern. In seinem Buch über den Leviathan beschrieb Schmitt die Kraft mythischer Denkbilder. Sein eigenes Schreiben ist immer Mythenanalyse und Mythopoesis zugleich: Der ausgeweidete Leviathan ist ein starkes Bild, aber noch keine Theorie.

Hans Blumenberg kritisierte an Jacob Taubes dessen Rhetorik der „Unterströme“. Immer gehe es darum, „Tieferliegendes“ zu entdecken, Eigenliches zu enthüllen, am besten theologische Tiefenstrukturen. Aus Blumenbergs Sicht werden die entsprechenden Narrative der Bauart „Dieses ist in Wirklichkeit nur Jenes“ zu einer übernutzten rhetorischen Figur. An diesem Denken konnten sich Taubes und Schmitt gemeinsam berauschen. Aber was genau lernen wir von Schmitt, wenn wir ihn mit *Manow* und gegen den Zeitgeist als Theoretiker der Globalisierung ernst nehmen? Dass der Staats-Leviathan tatsächlich geschlachtet wurde, wird man kaum behaupten können. Momentan werden wohl eher die Yachten der Oligarchen an Land gezogen und hoffentlich bald auch erfolgreich ausgeweidet.

Selbst wenn Schmitt ein systematischer Denker war, so lag er doch systematisch daneben. Das liegt wohl auch daran, dass er das Denken in unvermittelten Gegensätzen, welches er nach *Manows* Lesart Weber vorwarf, selbst beständig betrieb. Schmitt mag in seinem Buch über die „katholische Form“ wie ein Verteidiger der Formgebung klingen. Aber sind nicht sein Antiparlamentarismus, sein Antiliberalismus, seine Vorstellung vom voluntaristischen Souverän samt und sonders Angriffe auf die Formgebung? Ist nicht Schmitt, der brillante Kritiker der politischen Romantik, selbst ein politischer Romantiker, eine Hamlet-Figur, die überall andere Hamlet-Figuren zu entdecken glaubt? Nicht Europa oder Deutschland sind Hamlet; auch und vor allem Carl Schmitt ist ein Hamlet.

Putin glaubte womöglich tatsächlich, durch die Einverleibung der gesamten Ukraine eine neue „russische Welt“ zu errichten, zu der dann auch Weißrussland, womöglich auch Moldawien gehören sollte. Der Souverän stiftet Ordnung, so hätte Schmitts Formel wohl gelautet. Doch wie in Carl Schmitts Denken entstehen nur politisches Chaos, Kaskaden aus immer neuen Lügen und eine große Verwirrung, die durch verschwörungstheoretische Narrative zusammengehalten werden muss.

Vielleicht ist der Antisemitismus bei Schmitt eben kein bloß akzidentielles Oberflächenphänomen, sondern ein Indiz für systematische Wirrnis? Schmitts Schriften scheinen eher wie in einer Supernova in alle Richtungen auseinanderzustreben und sich nicht zu einer kohärenten Perlenkette von Argumenten aufreihen lassen, wie *Manow* hofft. Dennoch liefern seine erhellenden Analysen neues Material, diese Frage nach dem roten Faden erneut zu diskutieren. Damit formuliert *Manow* zugleich eine mögliche Erklärung für die geisterhafte Dauerpräsenz Schmitts: Er wird hier zu einem Denker, der die Konsequenzen der Globalisierung hellbsichtig vorausahnte.

Aber vielleicht lässt sich die enorme Wirkung Schmitts auch anders erklären, nicht so sehr über Schmitts „politische Ökonomien“ (*Manow*), nicht durch seine Thesen und Theorien, sondern durch einen Denk- und Arbeitsstil, der eine unglaubliche Energie und Verzauberungskraft ausstrahlt. Diesen Eindruck gewinnt man, wenn man den Briefwechsel zwischen Koselleck und Schmitt liest, den *Jan Eike Dunkhase* vorbildlich ediert und kommentiert hat.

Der Ausgangspunkt des Austausches stellt Kosellecks „Kritik und Krise“ dar. Über 30 Jahre werden von da an immer wieder Briefe geschrieben, teilweise auch mit längeren Pausen. So manche Notiz über den Erhalt von Sonderdrucken mag nur für Philologen von Interesse sein, aber immer wieder wird es in diesem Briefwechsel auch substantziell.

Schmitt unterzieht beispielsweise eine Schlussbemerkung Kosellecks in „Kritik und Krise“ einer geradezu an Blumenberg erinnernden Metaphernanalyse: Der „Wechsel“ des utopischen Denkens der Neuzeit sei in der Französischen Revolution erstmals eingelöst worden, hatte Koselleck hier geschrieben. Schmitt baut die Metapher mit größtem Vergnügen auseinander: Wer hat den Wechsel ausgestellt? Wer hat ihn akzeptiert? (S. 174) Ist nicht das ganze Denkbild letztlich schief? Koselleck räumt schließlich ein: „Hier versagt freilich das Bild“ (S. 178). Metaphorologie lag folglich in der Luft, schon vor Blumenbergs „Paradigmen“ von 1960.

Auffällig ist zudem die Differenz in der Tonlage: Während Koselleck sachlich von seinen Sorgen und wissenschaftlichen Arbeiten berichtet, erweist sich Schmitt als Meister der Verzauberung, des „Bedeutsam-Machens“. Dies geschieht bisweilen so unverblümt und offen, dass der Blick hinter die Kulissen beinahe peinlich wird. Wenn Schmitt beispielsweise schreibt: „Ich bleibe dabei: der besiegte schreibt die Geschichte: das Alte Testament, Thukydides, Polybius, Tacitus, Otto von Freysing, Tocqueville [...]; der Anstoss kann nur ein *Trauma* sein“ (S. 252), so spricht Schmitt erkennbar über sich selbst.

Der Briefwechsel bietet daher einen Einblick in die poetisierende Theoriebildung Schmitts. Dass er immer wieder dichtet, irgendwann auch seine Buribunken-Satire von 1918 wieder ins Zentrum rückt, ist kein Zufall. Vielleicht ist es eben auch diese Tonlage, die Schmitts bleibende Präsenz ausmacht: Eine Theorie, die glaubt, einer ganz großen Sache auf der Spur zu sein, in den Eingeweiden des Zeitgeistes lesen zu können, Vorahnungen und Rätsel entziffern zu können.

Dies geht im Briefwechsel so weit, dass sich Schmitt über die Voraussicht der eignen Schriften wundert: Ihm sei gar nicht klar gewesen, wie vorausschauend er damals gedacht habe, so erfahren wir. „Das absurde ‚Mehr‘, das dem Menschen nötig ist, wird nur durch blinde Vorgebote erbracht“ (S. 164). Der Staatsrechtler

als blinder Seher, der mit Erstaunen die Weitsicht der eigenen Frühschriften zur Kenntnis nimmt – hier sind wir nicht mehr weit von Heideggers Selbstbild entfernt.

Verdienstvoll ist die hervorragende Arbeit des Herausgebers, weil *Jan Eike Dunkhase* zusätzliches Material in den Band aufnahm. Vor allem ein längeres Interview mit Koselleck, das Claus Peppel 1994 führte, ist erhellend. Hier wird noch einmal explizit benannt, wie Koselleck dazu beitrug, Schmitts Selbstmythisierungen zu füttern. Dass die Freund-Feind-Unterscheidung nach 1945 plötzlich ein Anerkennungsverhältnis und nicht mehr die mögliche Vernichtung beinhalten soll, schreibt sich Koselleck ganz explizit als eigene Innovation zu. Nun ist plötzlich von der „Gleichberechtigung der Gegner“ (S. 379) die Rede, die angeblich bereits in Schmitts „Begriff des Politischen“ erkennbar gewesen sein soll. Dass sich Schmitt diesem Deutungsvorschlag Kosellecks gerne anschloss, kann man wohl auch als eine Form des intellektuellen Okkasionalismus deuten, der Schmitt so verhasst war. Aber auch hier war Schmitts Feind wohl die eigene Frage in Gestalt.

**Funding** Open Access funding enabled and organized by Projekt DEAL.

**Open Access** Dieser Artikel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Artikel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

Weitere Details zur Lizenz entnehmen Sie bitte der Lizenzinformation auf <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>.